

(Nachdruck verboten.)

Else.

7) Von Alexander L. Kielland.

Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Und es glied ihr auch, daß sie die Geschichte von einem furchtbaren Kopfschmerz, welche die Frau Polizeimeisterin erzählte, gar nicht zu hören schien, sondern ohne weiteres zur Sache übergang.

„Sie erinnern sich, gnädige Frau,“ begann sie, „daß ich Ihrem Verein vor einiger Zeit ein junges Mädchen empfahl? Sie erinnern sich auch, was seine Aufnahme verhinderte?“

Die Frau Polizeimeisterin nickte steif.

„Dieses Hindernis ist jetzt leider fortgefallen“ — Fräulein Falbes Stimme klang etwas scharf, als sie das sagte: „das Mädchen ist auf Abwege gekommen, in einem bedenklichen Grade.“

Die Frau Polizeimeisterin wußte nicht recht, was sie antworten sollte. Sie nahm eine geschäftsmäßige Miene an und suchte nach Einwendungen; sie fühlte einen instinktiven Drang, Fräulein Falbe zu widersprechen.

Aber mit einem Mal durchfuhr es sie: hier war ja die herrlichste Gelegenheit sich hervorzu thun; sie war ja Vereinssekretär, und wenn auch die Stiftung noch nicht ganz organisiert war, so hatte sie doch sowohl Geld als Kleidungsstücke, um darüber zu verfügen. Sie sah das Protokoll an; die Weiber, welche feste Unterstützung vom Verein bezogen, sollten hier eingetragen werden.

Die Frau Polizeimeisterin faßte einen kühnen Entschluß und öffnete feierlich das Protokoll.

Mit fester und zierlicher Hand füllte sie nun endlich die leeren Rubriken auf der ersten Zeile aus: Name, Alter, von wem empfohlen usw., alles mit einer Geschäftsmiene, als ob sie es schon zum zwanzigsten Male thäte.

Als alles ausgefüllt war, sagte Fräulein Falbe: „Was nun das Kind betrifft —“

„Das Kind!“ schrie die Frau Polizeimeisterin; „ist ein Kind da!“

„Es kommt,“ antwortete das unerschütterliche Fräulein Falbe.

Die arme Frau dachte einen Augenblick, daß sie ohnmächtig würde; aber der Zorn bekam Oberhand; feuerrot und mit ganz anderen als frommen Augen erhob sie sich: „Das ist schändlich von Ihnen, Fräulein Falbe! aber so ist es immer mit Ihnen. Jetzt muß ich im Protokoll radieren, denn es ist verdorben — ganz verdorben —“ und sie brach vor Trauer und Ärger in Weinen aus.

„Aber was soll denn das bedeuten?“ fragte Fräulein Falbe.

„Ah, das wissen Sie wohl“, schluchzte die Frau Polizeimeisterin; „wenn ein Kind da ist, mußten Sie sich an den Verein für arme Wöchnerinnen wenden und nicht an uns; — das wußten Sie wohl — ja, Sie wußten das! — davon bin ich überzeugt.“

Fräulein Falbe lächelte: Fräulein Falbe lächelte wirklich etwas boshaft, als sie die Treppen hinunter ging. Ob sie das gewußt hatte, ist nicht zu sagen; jedenfalls ging sie nicht zum Verein für arme Wöchnerinnen.

Dagegen ging sie heim zur Arche und suchte Madam Spätkom auf. Die beiden Damen waren gut bekannt und hatten gegenseitig großen Respekt vor einander. Wenn Fräulein Falbe so recht in Not war, für einen oder den anderen Armen, den sie gefunden hatte, Hilfe zu schaffen, dann wußte sie, das Madam Spätkom immer etwas übrig hatte, wenn es galt.

Und Madam schätzte das Fräulein unendlich hoch, am meisten vielleicht, weil Fräulein Falbe der einzige gebildete Mensch war, welcher je wirkliche Achtung für ihre Heilkunst gezeigt hatte.

Außerdem pflegte sie zu behaupten, daß, obgleich das Fräulein so wenig zu geben hatte, es doch keine unter den wohlthätigen Damen der Stadt gab, welche so vielen Nutzen stiftete und so viel damit zu thun hätte wie sie.

Aber als Madame jetzt hörte, daß es Floh war, der geholfen werden sollte, schüttelte sie mißbilligend ihre Hän-

locken und sagte: „Der müht es nichts, Fräulein, das Blut kenne ich!“

Madam Spätkom hatte Floh so entbehrt, daß sie in dem halben Jahr fast eine alte Frau geworden war; bereut hatte sie es vielleicht auch; aber sie war aus viel zu hartem und streitbarem Stoff, um das je zu anzuerkennen.

Inzwischen erzählte Fräulein Falbe, ohne sich von den Hänkeloden schrecken zu lassen, wie es Else in der letzten Zeit gegangen war; sie hatte Obacht auf sie gegeben, so gut sie gekonnt hatte. Floh hatte vom ersten Frühling ab mit dem jungen Burschen aus der Ziegelei zusammengelebt — teils dort draußen — teils in einer verächtigten Herberge unten in der Stadt.

Aber er war faul, und dazu trank er unaufhörlich, wenn er in der Stadt war. Darum hatte es Else sehr schlecht gehabt, und was schlimmer war, sie war in der kurzen Zeit so verändert, daß, wenn Fräulein Falbe sie besuchte und es versuchte, ihr zu helfen und sie zu bessern, Floh trotzig lachte und meinte: sie würde sich schon selbst herausfinden.

„Ja, ja — da sehen Sie, so ist sie“, murmelte Madam.

Aber jetzt war Else krank; und gestern Abend, als Fräulein Falbe sie allein gefunden hatte — Svend hatte sich mehrere Tage nicht sehen lassen — da war es vorbei mit ihrem Trost, und sie weinte und war so geschmeidig und reuevoll.

Fräulein Falbe erzählte so lange von Else, bis Madam weich wurde; und am Abend wurde Floh geholt und bekam wieder ihr altes Bett in der kleinen Kammer, in die die Morgensterne kam.

Am Anfang traute Else sich nicht, Madam in die Augen zu sehen. Aber als sie sich wieder an die alte Umgebung gewöhnt hatte und besonders, nachdem es überstanden war und sie ein sehr elendes, totgeborenes kleines Mädchen gehabt hatte, fing ihre alte Vertraulichkeit an zurückzukehren.

„Aber,“ schloß Madam Spätkom, als sie eine lange Unterredung über die Vergangenheit gehabt hatten; „wenn Du hiernach noch Dummheiten machst, oder davon läufst, oder wenn Du bloß ein einziges Mal hinausgehst zu Pene-puppe, so ist alles vorbei zwischen uns beiden — vorbei für immer!“

Else fühlte sich so sicher, als ob so etwas nie mehr geschehen könnte; dazu hatte sie es allzu schlecht gehabt.

Und nun hatte sie es so wunderschön.

Was Svend betraf, so hatte Madam selbst versprochen, wenn er ordentlich werden und arbeiten wollte, so würde sie ihnen zum Heiraten verhelfen.

Und dem dachte Else nach, und als allmählich bei guter Kost und Pflege ihre Kräfte langsam zunahmen, fing sie an nach alter Art zu träumen.

Aber jetzt waren es ganz andere Träume als damals, als sie hier in ihrem Mädchenbett lag und nicht recht wußte, was das war, wovon sie träumte.

Jetzt ließ sie Pferde und Schwanbesatz fahren und wünschte sich ein kleines Haus dicht bei der Ziegelei für Svend und sich und einen großen Rosenstrauch davor mit solchen Rosen wie die im Garten des Küsters; ach — wenn sie an die Rosen des Küsters dachte! — sie konnte sich fast so gut an den Duft erinnern, daß sie ihn zu empfinden glaubte.

Sie war zu jung und leichtsinnig, um lange darüber zu trauern, daß das Kind totgeboren war, und als sie aufstand und herumgehen konnte, fühlte sie sich so glücklich, wie sie sich seit langem nicht gefühlt hatte. Auch ihre Schönheit kam zurück; die Augen wurden wieder blank und die Figur voll.

Eines Abends, als Madam Spätkom gerade auf Praxis ausgegangen war, kam Svend.

Else erschrak sehr, denn Madam hatte es ihr ausdrücklich verboten, ihn anzunehmen; sie wollte zuerst selbst mit Svend reden.

Aber sie konnte ihn ja nicht wegzagen; er ließ sich sogar garnicht wegzagen; es war so lange her, seit sie einander gesehen hatten. Floh beruhigte sich damit, daß sie es Madam erzählen wollte, wenn sie heim kam; so mochte das gehen, wie es wollte.

Aber sie that es nicht. Als es dazu kam, hatte sie nicht

den Mut; und Ewend besuchte sie weiter ein paarmal in der Woche — meist Samstagabend.

Else konnte nicht daraus Flug werden, ob Madam Spädbom etwas ahnte; aber es qualte sie; trotzdem konnte sie sich nicht entschließen, es einzugestehen. Es wurde auch immer schwieriger, je länger es dauerte, und schließlich hatte sie nicht die geringste Lust, mit Madam vertraulich zu reden.

Es gab so viel Sonnenschein im Juli und August, und es kam so wenig davon in Madam Spädboms enge Straße.

Floh saß am Fenster und sah hinauf zum Himmel, und sie dachte so lange an Ewend und an die Ziegelei und alle die blanken Perlen, welche von dem Wasserrad sprangen — und an die Rosen des Klüsters — sie atmete schwer; was würde sie nicht für solch eine Rose geben.

Am nächsten Sonntag brachte ihr Ewend eine. Die gab es haufenweise — sagte er; man merkte den Geruch schon auf dem Weg, und sie hingen in diesem Jahre über den Zaun, so daß man nicht hinüberklettern mußte.

Als er nun wieder gehen mußte — die Uhr war halb neun —, damit Madam sie nicht überraschen sollte, wollte Else ihn bis zur Ecke begleiten. Die Rose hielt sie in der Hand; sie war fast verwelkt; und er verlockte sie, sie sollte mit ihm herauskommen und noch viele pflücken.

Aber sie wollte nicht; und sie erklärte ihm zum zwanzigstenmale, wie viel klüger es wäre, wenn sie so lange als möglich bei Madam bliebe, so konnten sie eher daran denken, zum Herbst zu heiraten.

Ewend hörte ihr ruhig zu, und so kamen sie von Ecke zu Ecke über den Hügel hinter der Stadt. Aber als er sie so weit bekommen hatte, faßte er sie um den Leib und sagte: „Sei nun nicht dumm, Else! was willst Du dort unten in dem schwarzen Krankenhaus! sieh doch, wie frisch und schön es hier ist.“

Er war wieder von der Sonne braun geworden; das warme Zigeunerblut stieg ihm in die Wangen, und die Zähne leuchteten im Halbdunkel. Sie konnte ihm unmöglich widerstehen, wie er so leb und reisefertig da stand — und glücklich und gedankenlos ließ sie mit ihm fort in die stille, wunderschöne Sommernacht . . .

„Ich sagte Ihnen das im voraus, Fräulein Falbe,“ rief Madam Spädbom halb bitter, halb triumphierend; „sie bleibt hier — sagte ich — accurat bis sie gesund ist; dann läßt sie davon, denn das Blut kenne ich! — und außerdem höre ich jetzt, daß er — ihr Burtsche von Zigeunern stammt; hätte ich das nur ahnen können, so hätte er nie die Erlaubnis bekommen, sie an dem unseligen Abend zu begleiten.“

„Es könnte doch noch sein, daß sie zurückkommt,“ wandte Fräulein Falbe ein.

„Ja, sie soll es bloß probieren!“ rief Madam drohend. „Aber Madam Spädbom! Sie wollen doch nicht die Hand von ihr ziehen?“

„Ja freilich, will ich das — Fräulein Falbe! — so wahr ich Karoline Spädbom heiße! Es wäre Sünde und Schande dem zu helfen, der keine Hilfe will; es giebt wahrlich genug, die es nötig haben.“

„Ja, aber die, welche keine Hilfe wollen, brauchen sie doch gerade am meisten.“

„Entschuldigen Sie, Fräulein Falbe! aber da liegt kein Sinn drin; zuweilen sind Sie allzu klug und gelehrt — ganz wie Doktor Bengen; — ja, das will ich sagen, Sie sind tausendmal besser — in jeder Hinsicht — ja, da kann kein Vergleich sein!“ — setzte Madam hinzu, ganz erschreckt darüber, wie sie dazu gekommen war, das vortreffliche Fräulein Falbe mit etwas so Abscheulichem wie Doktor Bengen zu vergleichen. —

Es war ein harter Winter für die armen Leute. Es galt, sich einer der wohlthätigen Damen zu versichern, welche von den verschiedenen Vereinen Hilfe brachten. Und die Hilfe kam zu vielen und that gut, wo sie hinkam.

Aber es gab auch solche, denen es nicht glückte, Hilfe zu bekommen, und viele, zu denen die Hilfe nicht hinuntersteigen wollte. Denn da, wo Laster sich mit Elend vereint hatte, konnte die Hilfe gar bald zum Fluch werden, und es war Sünde, das Brot den würdigen Armen, die mit Thränen und Segenswünschten dankten, zu entziehen.

Floh bekam keine Hilfe mehr; alle nacheinander wurden ihrer müde. Als sie und Ewend im Spätherbst aus der Ziegelei fortzogen, lebten sie eine Woche lang von den Nesten seines Sommerverdienstes; aber als das vorbei war, hatten sie gar nichts.

Denn das, was Madam Spädbom einmal gesagt hatte:

Else und Ewend pakten zu einander, erwies sich als nur allzu wahr. Sie waren just gleich leichtsinnig, gleich genugsüchtig und gleich untüchtig zu verdienen.

Ewend war in der letzten Hinsicht der bessere, aber er vertraut alles gleich.

Floh schlug sich eine Weile durch, indem sie eine nach der anderen von den wohlthätigen Damen zum Narren machte. Aber als das zu Ende ging, war sie in der ganzen Stadt so übel berüchtigt, daß sie keine Stelle wußte, an die sie sich wenden konnte.

So verließ sie Ewend und folgte einem anderen, der gerade einige Schillinge besaß, kam zu ihm zurück und verschwand wieder, so daß niemand recht wußte, wo sie sich aufhielt.

Selbst Fräulein Falbe verlor sie aus den Augen. Aber bei Herrendiners pflegte der Polizeimeister Floh zu nennen als ein Beispiel, wie ungemein schnell die Frauenzimmer vom einfachen Volk zu Grunde gehen, wenn sie erst auf Abwege kommen. Und die Herren stierten melancholisch in die Champagnergläser und unterhielten sich darüber, wie gering die moralische Kraft bei den unteren Klassen wäre.

Mit Elses Denken und Träumen war es zu Ende; sie fühlte weder Scham noch Reue.

Von Tag zu Tag suchte sie sich durch das Elend; sie lachte, wenn es mit Essen und Trinken lustig ging, und trieb sich in der Stadt herum, wenn sie in Not war.

Schließlich sank sie herunter bis zu einer Art Kellnerin in einer Kneipe unten im Hasen, wo sie mit fremden Matrosen Bier trank.

VI.

Der Vormittag des Christabends war ein geschäftiger Tag für die ganze Stadt und nicht zum wenigsten, für die guten Damen, welche den Armen besaherten.

Fräulein Falbe pflegte mit Weihnachten nicht so stark beschäftigt zu sein; denn — verkehrt und absonderlich, wie sie in allem war — pflegte sie das Wenige, was sie hatte, bis nach Weihnachten aufzuheben.

Sie durchsuchte die Stadt kreuz und quer, denn sie hatte es sich durchaus in den Kopf gesetzt, Else zu finden.

Es war über einen Monat her, daß das Fräulein sie gesehen hatte; aber heute — da alle froh waren und es sich wohl sein ließen, konnte sie die arme Else nicht aus ihren Gedanken bannen, und sie suchte nach ihr oben und unten in allen Löchern und Schlupfwinkeln der Armen.

Erst spät am Nachmittag, als sie es fast aufgegeben hatte, traf sie Floh plötzlich an einer Straßenecke.

Fräulein Falbe hatte oft gesehen, wie Schönheit, Jugend und Armut zu Grunde gehen, wenn man Flohs Weg geht, aber etwas derartiges hatte sie nie vorher gesehen.

Aber sie gehörte nicht zu denen, die sich erschrecken lassen. Mit festem Griffe nahm sie Floh am Arme und sagte ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre: „Guten Abend, Else! das ist schön, daß ich Dich traf. Willst Du nicht kommen und heute abend Weihnachtsgrüße mit uns essen?“

Floh sah auf. Einen Augenblick flammte es von Trost und Frechheit in den großen glänzenden Augen; aber plötzlich brach sie zusammen und ging schluchzend einige Schritte, indem sie sich auf Fräulein Falbe stützte.

Else trug ein braungewürfeltes Tuch und nichts auf dem Kopf. Mager und grau war sie im Gesicht geworden, und wie sie gebeugt ging und weinte, war ihr Hals so dürr und eingeschrunpft, daß niemand ahnen konnte, daß sie noch nicht 20 Jahre alt war. Es waren nur noch ihre Augen — die großen glänzenden Augen, welche immer größer wurden, je mehr das Gesicht seine Fülle verlor.

Sie konnte nicht antworten; sie versuchte es nicht einmal; und Fräulein Falbe fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten: „Ich sagte zu Christian, als ich ausging, daß ich Dich mitbringen würde, wenn ich Dich trafe. Punkt sechs komme ich heim; ich muß nur hinaus zur Mühle zu einer kranken Frau. Dann wollen wir zusammen Thee trinken und Weihnachtsgrüße essen. Du kannst gut bei uns schlafen, ich werde für Dich auf dem Sofa in der Stube zurecht machen.“

Else brückte ihre Hand. Sie standen hinter einer hohen Steintreppe, wo es ganz dunkel war, und Fräulein Falbe faßte sie um den Leib und sagte: „Du mußt mir fest versprechen, daß Du kommen wirst, Else.“

„Ja, Fräulein! ich werde kommen,“ antwortete Else fest und sah auf.

„Danke — jetzt warst Du ein nettes Mädchen.“ rief

Fräulein Falbe froh; „hebt solltest Du gleich zu mir heimgehen. Die Uhr ist schon über fünf; ich höre, man läutet in den Kirchen, ich komme dann gleich nach. Christian ist daheim, es ist schön und warm dort, sage ihm, daß ich gleich komme.“

Damit eilte sie fort; sie war so glücklich, daß sie beinahe lief.

Aber Floh ging langsam der Stadt zu, indem sie sich soviel als möglich im Schatten hielt. Um nach der Arche zu kommen, mußte sie indessen den feineren Teil der Stadt passieren, wo die Gaslaternen zahlreicher waren, und wo außerdem die Läden heute abend strahlten, was sie konnten.

Deshalb machte sie einen Umweg durch die Anlagen und kam dicht an der Kirche vorbei. Eine der Seitenthüren stand offen, sie bekam eine besondere Lust, schlüpfte hinein und setzte sich auf eine Bank neben einen der großen Pfeiler.

Am Anfang war sie stark betäubt von dem starken Ton der Glocken, welche im Turme läuteten. Aber als sie sich an den Ton gewöhnt, war es, als ob sie sich darin ausruhte und in dem großen, mächtigen Klang, der in dem hohen Gewölbe hin und her wogte, mißschwang.

Hinten bei der Kanzel saßen ein paar Scheuerfrauen, sie hatten Licht auf dem Boden, welches sie von Zeit zu Zeit verrückten, und oben in dem Chor stand eine Laterne, welche die Leute, die den Heizungsapparat versahen, vor sich hingeseht hatten.

Floh war lange nicht in der Kirche gewesen, und es ergriff sie wunderbar, die Stätte in dem unsicheren Halbdunkel und bei dem festlichen Klang der anschlagenden Kirchenglocken wiederzusehen.

Vor einer Stunde hatte sie keinen anderen Gedanken gehabt, als sich etwas zum Essen — oder vielmehr zum Trinken zu beschaffen. Denn sie hatte mehrere Wochen gehungert — wie derjenige hungert, der ein bißchen Brot oder gesalzenen Fisch isst, wenn er gerade hat, und im übrigen sein Leben mit Bier und Brantwein erhält.

Heute hatte sie weder Raß noch Trocken angefühlt; aber jetzt war das vergessen, es war eigentlich bei dem ersten Wort vergessen, das Fräulein Falbe sprach.

Daß es noch einen Menschen gab, der mit ihr sprechen mochte!

(Fortsetzung folgt.)

Johann Strauß.

Es war am 3. Juni 1899, da sollte im Wiener Volksgarten ein Konzert zum Besten des Strauß-Lammer-Denkmalstatuens stattfinden. Vor dem Beginn teilte Ed. Kremser dem zahlreichen Publikum mit, daß um 4 Uhr nachmittags der Walzerkönig Johann Strauß gestorben ist. „Unter tiefer Ergriffenheit aller Anwesenden intonierte die Kapelle ganz leise den Donauwalzer — es klang wie ein geheimnisvolles letztes Grüßen des Toten an seine Wiener.“

Das war 55 Jahre nach jenem Tage, an dem beim „Dommeier“ in dem damaligen Wiener Vorort Hiebing der neunzehnjährige Sohn von Johann Strauß Vater trotz väterlichen Gegenwillens zum erstenmal vor der Öffentlichkeit dirigierte. Zwischen diesen beiden Zeiten liegt ein Künstlerleben, innerlich und äußerlich reich wie nicht bald ein anderes, spezifisch wienerisch wie wohl keines wieder und dennoch zugleich spezifisch international und weltweigen wie kaum irgend eines. Ueber die großen und kleinen Siege, die es zusammenfassen, ist schon zu Lebzeiten des Gefeierten und dann erst recht nach seinem Tode so viel ins Publikum gedrungen, daß eine Wiederholung des Hauptstücklichen überflüssig wäre und seine Ergänzung durch reichliche Einzelheiten unserer Rahmen überschreiten würde. Und nun ist auch ein Büchlein von Rudolph Freiherrn Procháska erschienen (Berlin, „Harmonie“, 1900), das zusammenstellt, was sich heute über das Thema zusammenstellen ließ, und das jedenfalls ein Lebensbild entwirft, reich an Inhalt und an Farben.

Was uns angeht dieses Bildes reizt, hier einige Zeit stillzuhalten und dem Meister einige späte Worte des Nachrufs zu widmen, und was uns als der interessanteste Extrakt jenes Büchleins erscheint, ist weder die Aussicht, Lebens- und Opus-Daten zusammenzubringen, noch auch die, jenes Singen und Klängen, Mäuschen und Flüstern zum milliontenmal wiederzuerwecken, das sich gleichsam als eine auf der ganzen Erde lateute Musik erhebt, sobald ein halbwegs gebildetes Menschenkind an jene schier märchenhafte Figur des großen Wiener erinnert wird. Es ist vielmehr der himmlisch frohe und doch so irdisch tragische Eindruck von einem Künstler, der längst Größtes geschaffen hatte und nun Jahrzehnte hindurch rang, noch weit Größeres, noch viel echter Künstlerisches zu schaffen, und es zum großen Teil erreichte, zum letzten Teil unerreicht vor sich dahinschweben sah.

Johann Strauß Sohn hatte den heute bekannften Walzer ganz rasch nach dessen Entflehung als ein schöpferischer Erweiterer der Form vollendet. Er wollte anscheinend ebenso schöpferisch die deutsche Spieloper regenerieren und vollenden. Was es war, das ihn hier nicht so wie dort zum Letzten gelangen ließ, das will uns jenes Büchlein zeigen; aber auch dieses Bemühen scheint uns nur halb gelungen. Zunächst wird, wie es ohne weiteres richtig ist, das Ausbleiben eines genügend hochstehenden Textbuches beklagt, des „tongenialen Substrates“, auf dem sein meisterhaftes Können erst so recht hätte leisten können, was ohne eine solche Grundlage nun einmal unmöglich blieb. Weiterhin werden wir aufmerksam gemacht auf die Natur des „absoluten“ Musikers, der ja Strauß gewesen sei, und der nur einmal vom „dramatischen“ Musiker unterschieden werden müsse. War dies wirklich so? Wir lesen hier Notenbeispiele aus Strauß' Operetten, die in ihrer Ausdrucksmacht dem entschieden widerprechen. Da scheint es doch, als müsse der Gegensatz anders gefaßt werden. Straußische Tänze sind, so meisterhaft und kunstvoll auch ihr Bau ist, doch als Naturtänze geschrieben, als eine Musik, die nicht lebendig mit der Gehörsanschauung aufgefaßt werden, sondern die Seele und den Leib zu bachantischem Sturm mitreißen will. Wer uns dazu bringt, ist Künstler und ist Herrscher über eine eigene Welt; nur daß er ein anderes Künstlertum liebt, eine andere Welt beherrscht, als das Künstlertum und die Welt der Musik, die lediglich künstlerisches Bilden und künstlerisches Vorfellen geben will. Der Gegensatz ist hier nicht der des absoluten und des dramatischen Musikers, sondern vielmehr der des relativen Künstlers in einem guten Sinn des Wortes, des Königs unserer Herzen und Leiber einerseits, und der des absoluten Künstlers, des Königs unserer reinen, existenzvergessenen Anschauungen andererseits. Das war ein Mozart, das war ein Chopin durchweg; das ahnte Strauß zu werden, und das würde er nicht nur zum Teil, wie in der That, sondern durchaus geworden sein, wäre nicht jenes Königtum der Herzen und der Leiber so übermächtig gewesen. Eine „Reunion“ beider Königreiche, wie sie jetzt in seinen Operetten durchgeführt ist, blieb ein Halb und Halb.

Wir hören weiter, daß Johann Strauß zu wenig litterarische Interessen besaß, um ein Textbuch nach seinem Werte zu würdigen, von einem schlechten sich fernzuhalten, von einem guten sich die Seele erfüllen zu lassen. Das ist wohl richtig, und spitzige Gerichte von Straußens Art, auf künftige Texte hin zu komponieren vermittelst trivialer Silbenschemata, an deren Stelle dann der Dichter vernünftige Verse zu setzen hatte, mögen unwahr, aber nicht übel erfunden sein. Allein es scheint uns noch ein ganz tief stehender Punkt übersehen zu sein. Wer die Titel der gegen 500 nicht-dramatischen Werke durchsieht, wie sie im Anhang unseres Büchleins verzeichnet sind, hat ein Stück Kulturgeschichte und Herzensgeographie vor sich. Begreiflich, daß (wie uns auch auf S. 41 bestätigt wird) die Benennung der einzelnen Stücke eine fast immer äußerliche Sache war. Ist da anzunehmen, daß der Meister beispielsweise einen „Patriotenmarsch“, ein „Slavenportpourri“, einen „Revolutionsmarsch“, einen „Dividenden“-Walzer und so ins unbegrenzte weiter aus einer Vertiefung in das jeweilige geistige Motiv heraus geschaffen hätte? Er gehörte seinen Tonmotiven, und diese gehörten der ganzen Welt, ob sie nun revolutionierte oder lustwandelte oder reiste oder Hofball tanzte oder weiß Gott was that —

Richard Wagner nannte unseren Strauß „den musikalischsten Schädel, der ihm noch untergekommen“. Das bestätigt jedes Probenchen seiner Partituren. Daß ihn Wagner nicht auch den wenigsten dichterischen Kopf, der ihm noch untergekommen, genannt hat, ist begreiflich. Wagner fühlte die Verschiedenheit der beiden hier gemeinten Welten zu sehr, als daß er daran ein kritisches Wort dieser Art verbracht hätte. Und wenn er Procháskas Buch gelesen hätte, würde er sich kaum Mühe gegeben haben, noch eigens auseinanderzusetzen, daß ein litterarischer Boden, auf dem man so salopp schreibt, auf dem man so salopp librettiert, nicht geeignet war, aus Johann Strauß, dem Walzerkönig, noch einen anderen König zu machen.

Procháskas Werkchen ist reich geschmückt mit Bildern aller Art, ohne genane Textbezeichnung — da ein Mädchen im Wienerwald, das Straußischen Weisen lauscht, dort Gestalten aus der „Fledermans“, dann wieder und wieder Porträts des Helden, zuletzt das Bild des Toten im Sarg. Vor diesen geschlossenen Augen, vor diesem geschlossenen Künstlerdasein, rückbildend auf jene Welt von bunt wirbelndem Reichtum, verharrt der Beschauer still, nicht wehmütig — frohgenuß vielmehr, daß all das Bunte doch so einheitlich und so befestigend zusammengehalten war von einer Persönlichkeit, deren eigenster Kern gerade in dieser Unspannung des Aller-verschiedensten bestand. Sie hat gezeigt, in welcher Weise die Kunst Gegensatz einigen kann. Von künftiger Menschengemeinschaft auf Erden ist hier ein Vorbild gegeben — von künftigen Besinnen dessen, was uns heute noch wider einander führt, unter der Macht von Kräften, die uns dereinst für immer so und noch viel enger zusammenführen werden, wie uns auf leidvergesene Stunden schon längst die Weisen eines Strauß zusammengeführt haben. — sz.

kleines Feuilleton.

k. Eine Theatervorstellung in London vor 50 Jahren. Der Veteran der Londoner Theaterkritiker Clement Scott entwirft in seinem sechsen erschienenen Buch Das Drama von gestern und

Heute" folgende Schilderung seines ersten Besuches im Durch-Lauer-Theater im Jahre 1840: „Im Theater war sehr wenig Luxus, keine Lehnstühle in den Logen, das Parterre ging bis zum Orchester und die treuen Besucher saßen auf harten Bänken und wurden in den Pausen zwischen den Akten beständig von Frauen mit großen ungekühlten Körben mit Apfelsinen, Äpfeln, Nüssen, Ingwerbier, Bier in Flaschen und Theaterzetteln belästigt, die sie dem Publikum mit schriller, mißlingender Stimme anboten. Die Theaterzettel von damals waren nicht modern und künstlerisch decoriert, sondern lange Streifen von dünnem Papier, häßlich gedruckt mit schlechter Schärfe, welche niemals zu trocken schien, die Finger beschmutzte und die Handschuhe ruinerte. Der Vorhang war aus grüner Wolle, und wenn ein Trauerspiel gegeben wurde, wie zum Beispiel „Der eiserne Kasten“, kam ein grüner Vollerziech auf die Bühne, denn ein Trauerspiel ohne diesen wäre ein theatralisches Verbrechen gewesen. Das waren die Schattenzeiten. Aber auf der andern Seite herrschte solche eine Aufmerksamkeit und Vegetierung seitens der Zuhörer, wie ich sie niemals seitdem bemerkt habe. Kein Schwagen, keine Unterhaltung, keine blasferten oder gleichgültigen Bemerkungen, keine Störung durch spätes Kommen. „Gebt mir die Tage zurück, da ich für das Parterre spielte,“ sagte Charles Mathews immer wieder zu mir. „Die Logen sind gewinnbringend, aber im Parterre ist pulsierendes Leben.“ —

Musik.

Es hat lange gedauert, bis neben den andern Künsten auch die Musik eine feste Stelle als Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung erhalten hat. Als die Geschichte der Dichtkunst, die Geschichte der bildenden Künste und einigermassen auch die Theorie beider bereits bekannte und geachtete Wissenschaften waren, universitätsfähig wie andere, gab es eine Geschichte und eine Theorie der Musik fast nur in einzelnen, wenn auch nicht gerade sehr wenigen Leistungen „Nusensstehender“. Wie das allmählich besser wurde, speciell durch das Eingreifen von angrenzenden Wissenschaften her (zuletzt seitens der Psychologie); wie heute immer noch nicht viel erreicht, hier und da sogar ein Rückschritt gemacht ist; das alles würde ein höchst interessantes Kapitel ergeben. Begnügen wir uns mit der Meldung, daß in allerjüngster Zeit ein größerer Fortschritt angebahnt worden ist durch die Gründung der „Internationalen Musik-Gesellschaft“ unter Führung des Universitäts-Professors Oskar Fleischer zu Berlin. Ein Ueberblick über die wahrhaft internationale Armece von Mitgliedern, die sie bereits zusammengebracht hat, sowie über die ersten Hefte ihrer „Zeitschrift“ und ihrer „Sammelbände“ (seit Oktober 1890) zeigt in überraschender Weise, wie viele Kräfte für die Sache bereits latent waren. Die Hinneigung auf eine gewisse Lidenhaftigkeit, die Hugo Riemann im letzten Jahrgang seines „Musiker-Kalenders“ gegeben hat, werden hoffentlich ihre Wirkung nicht verfehlen.

Nun ist die Gesellschaft in Gestalt ihrer „Ortsgruppe Berlin“ auch vor das Konzert-Publikum getreten und hat am Montag ihren ersten Vortragsabend gegeben. Die Hauptdarbietungen waren zusammengeseht unter dem Titel: „Deutsche Hausmusik im 16. Jahrhundert.“ Wieder für 4 bis 8 Frauen- und Männerstimmen mit meist deutschen und einigen italienischen vollstimmlichen Texten. Gegenüber den Kenntnissen und Geschmacksverhältnissen unseres Publikums, das der Zeit vor Vach fast ganz fremd gegenüber steht und dort höchstens eine uns gleichgültige starre Kirchenmusik vermutet, sind solche Aufführungen von hohem Wert, schon weil wir auch hier einen Gegensatz zu dem in den letzten Generationen der Musik übermächtigen „Liedertafelstil“ kennen lernen. Und welcher — sagen wir: bittere Humor liegt nicht in vielen dieser kleinen Stücke; gewiß hätte das Publikum gerne noch mehr als ein *Dacapo* gehört. Herrn Dr. Hugo Goldschmidt, der allerdings schon seit längerem solche musikalgeschichtliche Retungen betreibt und den von ihm geleiteten zwölf Sangeskräften, die uns die alten Feinheiten vielleicht feiner wiedergaben, als es Anno dazumal üblich gewesen sein mag, alle Anerkennung! Vorher und nachher brachte das verstärkte Orchester des Blindenwirth-Scharwenka-Konfervatoriums je eine „Ballettsuite“ aus Opern des Franzosen Mameau vom Jahre 1749 zu Gehör: geschlossene Tanzformen, denen gegenüber die spätere Ballettmusik jedenfalls einen Fortschritt an Formensfreiheit zeigt, einen Fortschritt, dem allerdings in unserer Zeit immer noch keine rechte Fortsetzung zu folgen scheint.

Wie ungern wendet sich der Berichterstatter von solchen bescheidenen, sachlich reichen und geschmackvoll gruppierten Darbietungen zurück zu den schon einmal gekennzeichneten neuen „Subskriptions-Konzerten“, von deren zweitem wir am Sonntag die Probe besuchten! Was wir schon immer als Ergänzung unserer Kritik solcher Renommier-Unternehmungen gesagt: daß sie im einzelnen manches Meisterliche darbieten, gilt trotz aller unflüchtigen Gesamtanlage auch hier. Gewiß hört man von einem Violinmeister wie Waldemar Meyer das Klangschöne Violinkonzert in D-moll von Richard Strauß sehr gerne; sicher besitzt Frau Corlenko-Dolina aus St. Petersburg eine wenigstens durch den sonoren Ton in der Tiefe interessierende Altstimme und verdient auch durch ihre Auswahl von weniger geläufigen Gesangsstücken Anerkennung; gewiß ist Herr Max Fiedler aus Hamburg gewandt genug, um mit Aufgebot aller Ansbewegungen selbst dieses Orchester rhythmisch fest zu dirigieren. Aber wenn sich schon jetzt eine unerwartete Spärlichkeit des Publikums

bemerkbar macht, so geht dies nicht auf einen Mangel an Kunstgeschmack zurück, sondern auf die Unerträglichkeit des Monströsen, das sich in unserem Konzerttreiben immer breiter macht, und das doch in unseren Philharmonischen Konzerten noch immer durch eine nicht zu übersehende maßvolle Vernünftigkeit gemildert erscheint. —

Medizinisches.

ss. Neue Forschungen über Kopfschmerzen kamen auf der diesjährigen Versammlung der British Medical Association zur Sprache. Dr. Bruntton erörterte die verschiedenen Arten von Kopfschmerz auf Grund ihrer Entstehung und beschäftigte sich im besonderen mit den aus allgemeinen Ernährungsstörungen herborgehenden Kopfschmerzen. Sehr ausführlich behandelte er die Abhängigkeit dieses Leidens von der Leber. In diesem Organ werden zahlreiche für den Körper giftige Stoffe, die im Dünndarm aufgenommen werden, unschädlich gemacht. Wenn aber eine zu große Menge solcher Stoffe vorhanden ist, so kann die Leber ihre Aufgabe nicht bewältigen und es treten Vergiftungssymptome ein, deren erstes der Kopfschmerz ist. Auch durch starke Gemütsregungen werden die Leistungen der Leber beeinträchtigt und auf diesem Wege können auch solche zum Anlaß von Kopfschmerzen werden. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich für die Behandlung die Anwendung von gallentösenden Abführmitteln, die die Zerlegungstoffe aus dem Darm entfernen und die Ausscheidung der Leber anregen. Das wichtigste aber für die Linderung von häufig auftretendem Kopfschmerz ist die Regelung der Diät, und zwar eine möglichst entschiedene Einschränkung des Genusses von einweißhaltigen Stoffen, da diese eben die wesentlichen Zerlegungsprodukte liefern, um deren Entfernung es sich handelt. Bruntton hat auch der Frage nachgeprüft, warum bei derartigen allgemeinen Störungen der Ernährung gerade der Kopf der Sitz der Schmerzen wird. Nach der Ansicht des Gelehrten trägt daran ein gewisser Krankheitszustand am Kopfe selbst die Schuld, in den meisten Fällen vernachlässigte Augenleiden, auch kranke Zähne können auf diese Weise die Vermittler für Kopfschmerzen werden. Die „Allg. Wiener med. Zig.“ meint freilich, daß die letzte Behauptung Brunttons erst noch eines eingehenden Beweises bedürfe. —

Humoristisches.

— **Weihnachtsfreude.** „Bei der nächsten Landtagswahl wird es uns endlich mal gelingen, einen Kandidaten der Ordnungsparteien durchzubringen. Habe für alle Kinder wenig bemittelter Eltern große Weihnachtsbescherung veranstaltet, dann den betreffenden Eltern mitgeteilt, daß dieses als Armenunterstützung zu betrachten und sie somit ihrer politischen Rechte verlustig gehen.“ —

— **Der Hausherr.** „Geh zu, Hinterhuber, drach net a so auf wegn dö Lumpeten dreimtschzä Mark, wo'st verspielt!?“ „Wos, bös is a saner verdient's Geld! Dös ist der Zins von mein vierten Stockwerk!“ — („Simpl.“)

— **Kindermund.** Eine Berliner Lehrerin sendet der „Tägl. Rundschau“ einige von ihr gesammelten Ausrprüche aus Kindermund, von denen wir hier einen mitteilen wollen: Ein kleiner ADG-Schütze kommt am ersten Schultage heim. „Mu.“ sagt die Mutter, „was sagt denn der Lehrer?“ „Frih: „Ja ha' keen Lehrer.“ Mutter: „Na, denn das Fräulein?“ „Frih: „Ja ha' ooch keen Fräulein.“ Mutter: „Wer is denn da in die Klasse?“ „Frih: „Wir lernten Mägen.“ —

Notizen.

— Die Buchausgabe von Henrik Ibsens neuem Werk „Wenn wir Toten erwachen“, ein dramatischer Epilog in drei Akten, ist soeben in deutscher Sprache bei S. Fischer, Berlin, erschienen. Das Schauspiel gelangt in Berlin am Deutschen Theater zur Aufführung. —

— Eine Wiederbelebung der antiken Bühne plant der Akademische Verein für Kunst und Litteratur. Es sollen dabei alle Mittel der modernen Darstellungskunst zur Verwendung gelangen. Der Anfang soll im Februar mit einer Aufführung des „König Oedipus“ gemacht werden. —

— Im Rembrandt-Saal der Berliner Gemälde-Galerie ist bis zum Sonnabend das durch Hausler restaurierte Bildnis einer jugendlichen Dame von Rembrandt ausgestellt, das dem Museum in Colmar gehört. —

— Nach Ernst v. Wildenbruch's „Hegenlied“ hat Dora Dunder ein Textbuch zu einer Oper geschrieben, die E. v. Pivani komponiert hat. —

— Das „Litterarische Echo“ meldet: Die „Deutsche Litteratur-Zeitung“ geht aus dem Verlage von Wilhelm Herr in den von G. Teubner-Verlag über und erfährt eine Erweiterung zu Gunsten der naturwissenschaftlichen Berichterstattung. —

— Die Halbmonatschrift „Die Gesellschaft“ wird vom 1. Januar ab von E. Pierson-Dresden übernommen. —

— Otto Ernst's Komödie „Jugend von heute“ wurde auch für das Wiener Burgtheater angenommen. —